

Artikel drucken

WELT  ONLINE

01.08.10 | ITALIEN

Den Zauber der Adriaküste machen die Menschen aus

Jeder Badeort hat seine ganz eigene Ordnung. Dass sie eingehalten wird, ist die Aufgabe von Strandwächtern und Lebensrettern.

Strandleben an der Adriaküste



FOTO: HOLGER KREITLING

Ettore Mastrototaro, 35, ist einer der Lebensretter von Cervia.

von Holger Kreitling

Die Strände der Emilia-Romagna haben eine lange Urlaubsgeschichte. Hier war das Traumland der deutschen Urlauber, mehrere Generationen Reisende können ihre Adriaerlebnisse austauschen. Erste Portion Spaghetti, erste Küsse, erstes Bad im seichten, salzigen Meerwasser. Auch die Italiener liebten die Gegend, es war immer voll, o ja, weshalb die Preise immer weiter stiegen. Dann kam eine unglückliche Zeit der Algenpest, und plötzlich hatten auch andere Länder schöne Strände und viel günstigere Angebote.

Doch unter den Ausländern an der Adria sind die Deutschen immer noch in der Mehrheit. Und es sind die Menschen, die einen Teil des Zaubers dieser Badeorte ausmachen, die Bootleute und Fährmänner, die Piadina-Bäcker, die ihr Fladenbrot an allen Ecken anbieten, die manchmal arroganten Kellner, die jungen Mädchen auf exorbitant hohen Stöckelschuhen. Sie schwatzen unaufhörlich und reden auf Besucher ein, egal ob sie es verstehen, sie alle führen an jedem Tag italienische Komödien auf. Ein Sommertagstraum! Der Widerspenstigen-Touristen-Zähmung!

Der Strandmeister

Einfach baden, im Meer? Moment. Jedes italienische Strandbad hat seine berühmte Ordnung, die – anders als sonst in Italien – eingehalten wird. Und vor das Meer hat der Herrgott den Bagnino gesetzt, den Strandmeister. Hier ist Strenge gefragt. Im Bagno Maré in Cesenatico herrscht Diego Zenaro, und es soll sich ja niemand trauen, sich falsch zu benehmen. Dann tritt Diego mit Sonnenbrille auf und sorgt für Ruhe. So weit das Auge reicht, sind Strandliegen und Sonnenschirme zu sehen. Doch Bagnino Diegos Reich reicht nicht zum Horizont, es umfasst 100 mal 50 Meter. Oder 230 Sonnenschirme und 800 Liegen.

Jeden Morgen um halb sieben Uhr säubert der Strandmeister seinen Abschnitt, fegt die Wege, räumt Flaschen und Kippen weg. Der 40-jährige Familienvater ist unter den Bagnini eine Ausnahme, normalerweise sind die Strandmeister deutlich jünger und Singles. Diego stammt aus einer Fischerfamilie, aber er bleibt gern am Strand. Zugegeben, sagt er und wiegt den Kopf, ein bisschen dolce vita sei schon dabei. „Es gibt viele Gelegenheiten und Kontaktmöglichkeiten“, raunt er, verweist auf die kleine Eifersucht seiner Frau und klopft einem seiner drei Söhne auf die Schulter. Wenn ihn im Winter Frauen ansprechen, erkennt er sie oft nicht, sagt er, weil er sie immer nur im Bikini gesehen hat. Sì, sì, das Leben ist schön.

Im Sommer wird's an den Stränden voll



FOTO: DPA

Der Italiener und sein Strand: zwei Sachen, die sich nicht trennen lassen

Ein Strandlebensstag ist ein herrliches Erlebnis. Vom Bagnino überwacht, stolzieren die Menschen über den Laufsteg. Sie wollen gesehen werden. Muskeln und Bäuche, tiefgebräunte Körperteile, mit Goldkettchen oder ohne, mit Gel im Haar oder ohne. Jede Entblößung ist Teil eines Bühnenstückes, alle Bewegung dient mehr der Darstellung als der interesselosen Zerstreuung. Die Italiener am Strand sind Kinder, und zwar bis in hohe Alter. Da wirft einfach jeder die knappestdenkbare Badebekleidung über. Sie spielen, selbstvergessen und doch kontrolliert.

BUCH-TIPP FÜR DIE REISE ANZEIGE



Versandkostenfrei
bei buecher.de:
**Sorry, wir haben die
Landbahn verfehlt**

Das geht so: von der Liege aufstehen, herumschauen. Füße in den Sand, den Bikini so richten, dass es lässiger aussieht. Dann über den Holzweg zum Wasser schlendern. Zwischendurch eine kleine Plauderei, zwei, drei genussvolle Blicke auf andere Liegen werfen. Vor dem Wasser rechtzeitig stoppen, dort erneut Miturlauber ansprechen, spielenden Kindern zusehen. Und dann umkehren, gemächlich zur Liege zurückschreiten, dort erneut einölen wie früher, als es nur Sonnenschutzfaktor 2 gab. Der Tag ist eine Wiederkehr des Immergleichen, ein unaufhörliches Posieren und Parlieren, jeder ist mit sich im Reinen. Sehen und gesehen werden. Sonnen und besonnen bleiben. Der Himmel ist blau und Freiheit ein Käfig, auf Sand gebaut.

Ordnung und Theater haben ihren Preis. Die besten Plätze sind vorn am Wasser, ein Schirm mit zwei Liegen kostet im Bagno Maré 24 Euro am Tag, 1200 Euro für die Saison. Das ist viel; anderswo kann man preiswerter liegen. Doch die Italiener zahlen den Tribut gern und buchen ihren Platz. Oft vergessen sie etwas. Diego zählt auf, was er am Abend so findet: Badetücher, Latschen, Schmuck, Kleingeld, Motorradhelme. Da fragt sich der Bagnino, wie man ohne Helm und Latschen nach Hause findet, und er lächelt weise, denn der Bagnino kennt die Menschen.

Der Lebensretter

Schauen. Wachen. Das Meer im Auge behalten. Die Arbeit des Salvataggio am Strand beginnt, wo die des Bagnino endet. Das Wasser ist sein Element. Ettore Mastrototaro, 35, ist seit zwölf Jahren Lebensretter vor dem Fantini Club in Cervia. „Wegen des Meeres“, sagt der drahtige Mann mit der Fußballerfrisur. Er trägt kurze, rote Hosen und ein rotes Unterhemd. Alle 150 Meter steht am Strand ein kleiner Turm mit Sitz, dort sitzen die Salvataggi wie die Schiedsrichter im Wimbledon. Wer schwimmt, wird beobachtet. Sicherheit für die Urlauber wird großgeschrieben, besonders wegen der Kinder.



„Die Deutschen benehmen sich besser als die Italiener, sie befolgen die Regeln“, sagt Ettore. Respekt müsse man vor dem Meer haben. Er schaut ins Ungefähre hinaus, als ob da ein scharfer Hund lauerte. Gerade ziehen nämlich dunkle Wolken auf. Im Meer badet bald niemand mehr, die Boote müssen an Land gezogen werden, doch die Italiener auf ihren Liegen bleiben gelassen: die paar Tropfen und Blitze. Gerettete schämten sich oft, sagt Ettore. Herzleiden seien oft die Auslöser, wenn im flachen Wasser Badende in Not gerieten. Das sagt einiges aus über die Altersstruktur am Strand.

Von Mai bis Mitte September ist er im Dienst, im Winter arbeitet er als Gärtner. Kennt er die Fernsehserie „Baywatch“? „Si, si“, sagt Ettore. Er grinst. Und verkündet, ja, bei ihnen gebe es auch Lebensretterinnen, und italienische Frauen seien durchaus wie Pamela Anderson in der Lage, Menschen aus den Fluten zu retten. Da fühlt man sich besonders sicher.

Der Fischer

Früh am Morgen, vom Meer aus, sieht die Küste ganz unschuldig aus. Rein und leer, ein heller Strich nur, wäre das schlanke und überaus hässliche Hochhaus nicht, das inmitten der Landschaft herausragt. Doch wer wollte da kleinlich sein, so weit draußen, an den gelben Bojen der Muschelkooperative? Das Meer ist ruhig, die Sonne scheint, der Dauerstadtzustand der Adriaküste ist weit weg. Links liegt Rimini, weiter rechts liegen Cesenatico, Cervia, Milano Marittima, die allesamt in den 60er-Jahren rasant gewachsen sind. Vom Boot aus werden die Badeorte erst später sichtbar, wenn die Hunderttausende Sonnenschirme entlang der Strände aufgeklappt werden. Dann erst zeigt die Küste ihr Gesicht. Wir drehen uns um und schauen ins grinsende Gesicht von Alessandro Pompei.

Also noch mal von vorn. Früh am Morgen, von der Küste aus, sieht das Meer ganz unschuldig aus. Alessandro und seine drei Helfer fahren zu ihren Fanggründen. Sie sind Muschelfischer. Früher, erzählt der 42 Jahre alte Alessandro, fing er auch Fische. Aber das Mittelmeer ist leer gefischt, außer ein paar „armen Fischen“ ist so nah an der Küste nichts mehr zu holen. Für ihre Kooperative holen sie aber vier Tonnen Miesmuscheln aus dem Wasser. Deshalb steuert das Boot die gelben Bojen an. Dazwischen wachsen die Muscheln an Fäden, die im Wasser hängen. Alessandro zieht die Tauchermontur an und springt ins Wasser. In zehn Meter Tiefe prüft er die reifen Bestände und erntet. Dann wird das Netz hochgezogen, die Muscheln werden ausgekippt, grob gereinigt, sortiert, verpackt. 70 Cent bekommen sie für ein Kilo. Die Fischer lieben ihren Job, sagen sie. Viele von ihnen haben sich eine neue Berufung gesucht, sie fahren Touristen raus aufs Meer, zumindest im Sommer. Es geht nicht mehr ums Fangen, sondern darum, das Fischen zu zeigen. Und im Netz zappeln die Besucher.

Der Salzmann

Wer vom Strand von Cervia einmal weggeht, findet schnell die Salzfelder, ein lang gezogenes Naturgebiet voller Vögel. Die Saline ist noch in Betrieb, obendrein werden Führungen zu Fuß und mit dem Boot veranstaltet. Da kann man auch rosa Flamingos betrachten. Lange besaßen die Päpste die Felder, das Salz aus Cervia gilt als besonders rein und gut. Noch heute senden die Salineros aus Cervia im Herbst eine Portion des neu geernteten Salzes zum Vatikan.

„Jedes Jahr sage ich mir, ich höre auf“, sagt Africo Ridolfo. Aber der 75-Jährige kann und will nicht ohne seine Arbeit leben. Also geht er doch wieder raus und erhält das Handwerk des Salinero im Bewusstsein. Drei Felder ernten sie im Moment mit der Hand, üblicherweise werden Maschinen eingesetzt. Bei gutem Wetter gibt die Saline im Jahr 4000 Tonnen her.

„Ich bin in die Saline verliebt“, sagt Africo lachend. Sooft er kann, greift er nach der Würze. „Salz konserviert Schweinefleisch, Salz konserviert auch mich.“ Der Mann erzählt gern und viel, die Besucher staunen. Mit dem Holzkarren und einem Schuber fährt er raus auf

die schmalen Wege. Im Frühjahr werden die Felder komplett mit Meerwasser geflutet, von Becken zu Becken fließt es später, durch Verdunstung erhöht sich der Salzgehalt. In den letzten und am tiefsten gelegenen Becken kristallisiert das Salz dann, es wird zusammengeschoben und geerntet.

In der Hütte der Salineros hängen Bilder, ausgebleichene Schwarz-Weiß-Fotos von früher. Berge von Salz sind zu sehen, viele Arbeiter mit Schaufeln in der Sonne. Es war nicht alles leicht und luftig damals an der Adria. Lange hat das Salz die Menschen hier ernährt, die Erfindung des Kühlschranks hat ihnen stark zugesetzt, weil nur noch wenig mit Salz konserviert wurde. „Salz hat damals viel gekostet“, sagt Africo seufzend. „Man hat es nicht auf die Straße geworfen, nur weil es im Winter glatt war.“ Tradition ist ihm und seinen Freunden wichtig. Zu gern berichten sie von den alten Tagen.

„Die Salinenarbeiterinnen hatten die schönsten Beine“, ruft Africo. Der Lehm wird heute als Mittel gegen Cellulitis genutzt. Erst vor ein paar Tagen war ein Fotomodell in der Saline zu Besuch, erzählt Africo. Sie jammerte wegen eines Mückenstiches und kratzte sich zu viel. Da ging Africo zu den Feldern, nahm eine Portion Lehm und schmierte es auf das Fotomodellbein. Es half sofort. Africo lächelt wissend und zwinkert. Ach, Italien. Du liebes, gutes Italien.

Die Reise wurde unterstützt vom Tourismusverband.

Über dieses Thema auf dem Laufenden bleiben

[Infos](#) und [Login](#) zum Themen-Alarm per SMS und PDF

[Infos](#) und [Bestellen der Newsletter](#) von WELT ONLINE